

Ulrike Sawicki

Einführung in die Ausstellung Vera Brüggemann | Warten | Galerie GUM | 2019

Liebe Vera, sehr geehrte und liebe Anwesende,

(PAUSE: Schuhe schnüren, Jacke aus, Zettel sortieren)

diese Ausstellung dürfte es eigentlich gar nicht geben. Weil es bei genauerer Betrachtung das Warten überhaupt nicht gibt. Ich werde das erläutern.

Zu warten bedeutet, sich in einer Situation zu befinden, der ein zukünftiges Ereignis folgen soll. Dieses Ereignis kann ein gewünschtes sein, zum Beispiel die Auszahlung der Lebensversicherung oder dass das Klo frei wird, oder ein unerwünschtes, unangenehmes Ereignis, das man hinter sich bringen möchte, wie die Ankunft des Zahnarztes im Behandlungszimmer. Ein neutrales Ereignis, auf das wir warten, und neutrale Ereignisse finden von allen Ereignissen im Leben am allerhäufigsten statt, ein neutrales Ereignis ist der zweite Schuh, den der Nachbar über uns im Schlafzimmer beim Ausziehen auf den Boden knallen lässt. Tut er dies nicht und es bleibt bei nur einem Schuh, warten wir die ganze Nacht und vertreiben uns die Zeit vielleicht mit Schlafen. In der Schlange vor dem besetzten Klo spreche ich mit anderen oder versuche genau dies zu vermeiden. Im Zahnarztstuhl betrachte ich, was an der Wand hängt, lausche WDR2 durch die Lautsprecher oder entziffere die Darstellung meines Gebisses auf dem Computerbildschirm. Wir befinden uns in einem Zustand der von außen auferlegten, funktionslos erscheinenden und doch unvermeidlichen Zeit und verbringen diese irgendwie, soweit es geht nach eigenem Gusto, kommen damit zurecht oder auch überhaupt nicht. Und was unterscheidet dann noch den Zustand des Wartens vom Zustand des Nicht-Wartens? Nichts. Auf irgendetwas warten wir schließlich immer. Während ich diese Rede schrieb, wartete ich auf den Anruf eines Freundes, der sich wegen des Grillens nochmal melden wollte. Wir warten, dass der Kaffee durchgelaufen ist, auf die Wahlergebnisse, auf klare Worte. Und die Zeit bis dahin wird mit einem individuellen Grad der Zufriedenheit gefüllt. Im Warten und auch sonst. Tun und Warten schließen sich aus. Und da wir immer etwas tun, gibt es kein Warten.

Ein weiteres Charakteristikum des Wartens ist die Spannung zwischen gefühlter oder tatsächlicher Sinnhaftigkeit und Sinnlosigkeit. Je länger die Situation andauert, die durch ein Ereignis verändert werden soll, umso mehr schiebt sich das Empfinden der Sinnlosigkeit in den Vordergrund. Dann hilft nur noch die Hoffnung, dass ein zweiter Schalter im Einwohnermeldeamt geöffnet wird.

Das Warten ist, so möchte ich es nennen, komprimierte Existenz. Beim Warten ist man allein und auf sich selbst zurückgeworfen, seinen eigenen Gestaltungsmöglichkeiten unterworfen.

Vera wird vermutlich auch auf irgendetwas gewartet haben, einen Umgang mit der Zeit gesucht haben oder Inspiration, was vielleicht dasselbe ist, als sie ständig die Haltestelle vor ihrem Fenster beobachtete, und dann in ihren Zeichnungen alle Wartenden schließlich wie vor einer Blackbox am Wartehäuschen vorbeiziehen ließ. Ob die Figuren dort das Warten gut aushalten oder nicht, zeigen Veras Figuren nicht. Es geht nicht darum, wie die Dargestellten ihre Situation erleben. Stattdessen erkennen wir in der Betrachtung der Bilder das oben beschriebene existenzielle Gefühl des Auf-uns-Zurückgeworfenseins in den Körperhaltungen und Accessoires der Figuren, die wir genauso einnehmen oder benutzen. So stellt sich beim Anschauen die Frage nach der eigenen Existenz, die Frage, was ich tue, welche Freiheit ich im Rahmen aller mich beschränkenden Umstände habe.

Wähle ich zum Zeitvertreib oder zum Abwarten die Teetasse oder die Heroinnadel, und dann die Frage: Befindet sich der Junkie auf der Bank, der sich immer wieder aufrichtet, gerade in einem zufriedenen Zustand oder kämpft er mit der Situation? Ist das, was ich bei ihm von außen sehe, für ihn das Warten auf mehr Kontrolle über den eigenen Körper oder sehe ich in seinen Bewegungen genau den Zustand, den er sich von seinem Konsum erhofft hat? Wartet er in diesem Moment auf bessere Zeiten oder ist dies die wunschlose oder sogar die wunschlos glückliche Gegenwart für ihn? Hat er in diesem Moment eine Lösung für das Problem der vorhandenen Zeit gefunden?

Es folgen vier lockere Überlegungen in unterschiedlicher Qualität.

1.) Es gibt gutes Warten und schlechtes Warten. Schlechtes Warten ist, wenn der Zug, in dem ich sitze, auf der Strecke stehen bleibt und die Ungewissheit meiner Existenz durch keinerlei Durchsage gemildert wird. Wenn eine Durchsage kommt und sie lautet, ich in der Regionalbahn müsse erst den ICE überholen lassen, wird es kaum besser. „Jetzt sitze ich schon im langsameren Zug“, denke ich dann, „und muss TROTZDEM NOCH warten. Ungerecht!“ Schlechtes Gefühl. Gutes Warten ist, wenn die Durchsage lautet, man müsse leider im Schrittempo einen liegengebliebenen Zug passieren, der wohl sein Ziel heute gar nicht mehr erreichen wird. „Da habe ich es Gott sei Dank besser, ich komme heute voraussichtlich noch nachhause!“ Recht gutes Gefühl.

2.) Das Warten und das Er-Warten sind ganz unterschiedliche Zustände. Beim Warten liegt der so genannte „locus of control“, außerhalb von mir, ich habe also das Gefühl, dass ich die Fäden nicht in der Hand habe, dass mir als Wartende nur die Möglichkeit bleibt, auf die aktuelle äußere Situation zu reagieren, die mich bestimmt. Wer aber er-wartet, ist selbst das Agens, und zwar deshalb, weil er oder sie die Gewissheit hat, dass etwas Bestimmtes eintreten wird. Das sorgt für mehr Souveränität und Handlungsfreiheit. Umso verunsichernder ist daher die Formulierung: „Ich weiß (nicht), was mich erwartet.“ Was ist dieses „Was“, das mich da erwartet? Das unbehagliche Gefühl auf der Seite der Erwarteten steigt.

Ad libitum:

Und damit funktioniert der blöde Chuck-Norris-Witz nicht. („Chuck Norris wählt nicht die falsche Nummer – du gehst ans falsche Telefon“, „Chuck Norris‘ Auto braucht kein Benzin, es fährt aus Respekt“). Und dann gibt es noch: „Chuck Norris schläft nicht – er wartet“. Denn hier soll ja die Souveränität von Chuck Norris hervorgehoben werden, und darum müsste es heißen: „Chuck Norris schläft nicht, er er-wartet etwas“, voller Gewissheit. Das klingt aber nicht so gut.

3.) Und dann ist da noch der Kellner, der auf Englisch Waiter heißt, der den Gast erwartet, auf den man vor allem aber selber wartet, ich möchte sagen, man er-wartet ihn sogar, und dann kommt er nicht. Die Gewissheit schwindet und mein Dasein wird unangenehm.

4.) Im Bordrestaurant des ICE wiederum frage ich mich, ob ich überhaupt willkommen bin, hier, wo mich das Mitropa-Serviceteam „gerne erwartet“, vom „gerne Bedienen“ aber keine Rede ist? Ein besonders guter Arbeitstag für das Team ist, so scheint mir, wenn ich in regelmäßigen Abständen für den Bruchteil einer Sekunde im Speisewagen erscheine, mich nicht bedienen lasse, und mit „Sorry, bin gleich wieder weg!“, auf dem Absatz kehrtmache.

Also: Vor dem Wartehäuschen und in der Warteschleife sind alle gleich, und müssen doch ihren ganz persönlichen Umgang mit der Zeit finden. Das gilt übrigens auch für diese Rede und das Betrachten des Videos der Frau mit der Teetasse. Dort lohnt sich das Warten ganz besonders, warten Sie einfach mal ab.

Im zweiten Raum sind Männer, Puten und Ameisen. In Gruppen wird weniger gewartet, man beschäftigt sich stattdessen miteinander. Wenn man einer Gruppe angehört, wird man NICHT auf die eigene Existenz zurückgeworfen, man kann ihr besser entfliehen, orientiert sich in die Richtung der anderen, wird Entscheidungen enthoben. Darum möchte der Mensch auch Gruppen angehören. Antworten gibt es hier natürlich ebenfalls keine. Es scheinen in Sprechblasen eher Thesen rausgehauen zu werden, die einer Ratlosigkeit entgegenwirken sollen, in Wirklichkeit aber keinerlei Wirkung entfalten. Allerdings ist das nicht so bei den Ameisen, die machen einfach, arbeiten, organisieren sich, stellen weder Fragen noch geben sie Antworten, die warten auch nicht, sie handeln, sie tun. Die Männer bleiben in ihrer Existenz ratlos und sind dabei den Puten verdammt ähnlich, mit einem kleinen Unterschied, Sie werden sehen.

(ad libitum:)

(Ich war auch mal auf meine eigene Existenz zurückgeworfen und ratlos, und zwar in der Rhön, zehn Tage Wandern, denn wenn man so geht, soll ja was ganz Tooles passieren, Erkenntnisse, Muse, schlaue Gedanken, vielleicht ändere ich mein Leben. Und dann denke ich nur: blaue Hose, grünes T-Shirt, jetzt hier Gasthof, jaa, so ist das...) Gewartet auf irgendeine Veränderung – und abgereist bin ich dann aus Eisenach, und bei dem Zusammenschreiben dieser Rede ist mir eingefallen, heute fügt sich eins zum anderen, dass ich damals zu Füßen der Wartburg wieder in den Zug Richtung Köln gestiegen bin.

Während Sie meiner kleinen Rede lauschen, von der sie nicht wissen, wie lange sie dauert –

muss man davon ausgehen, dass sich im Laufe der Zeit immer stärker das Gefühl des Wartens einschleicht, auf dem Weg von Sinnhaftigkeit zu Sinnlosigkeit. Das möchte ich vermeiden, dafür möchte ich nicht verantwortlich sein. Sollte dieses Gefühl allerdings im Laufe des Abends doch aufkommen, ist ganz allein Vera dafür verantwortlich, ich möchte davor warnen und gleichzeitig ermutigen, in dieser Ausstellung dem Gefühl der komprimierten Existenz mal so richtig Raum zu geben. Dabei wünsche ich trotzdem viel Spaß und

ich bedanke mich, dass Sie während Ihres ganz persönlichen Wartens mir zugehört haben. Zumindest sah es von außen so aus.

Vielen Dank!

Ulrike Sawicki, Literaturwissenschaftlerin, Köln